

(Nachdruck verboten.)

18]

Die Oberwälder.

Von Alfred Bod.

Dem Karl kehrte der Mut zurück. Von Hopfmannsfeld hatte er noch eine Stunde nach Hause.

Er hastete weiter. In Wäldern und Wäden, an schlafenden Dörfern vorbei. Gegen Mitternacht passierte er die Grenze der heimischen Gemarkung.

Auf einmal verlangsamte er seine Schritte. Eine Zaghaftigkeit fiel ihn an. Tausende Gedanken stürmten auf ihn ein. Wie sollte er künftig als Beamter der Kasse bestehen?

Er hatte die Beleihung der Hypothek begünstigt. Natürlich. Doch war's in gutem Glauben geschehen. Aber hatte er nicht tausend Mark von dem Bisping genommen? Allerdings, für seinen Aufsichtsdienst. Hätte er geahnt, aus welchen Händen das Geld kam, er hätte es weit von sich gewiesen. Nein, sein Gewissen war rein. Wochten sie ihn unbedacht, ja leichtsinnig schelten, seine Ehre konnten sie ihm nicht nehmen. Und Ehre ging über Geld und Gut.

Der Nachtwächter hörnte zwölf, da der Krämerskarl über die Schwelle seines Häuschens schritt. Leise, daß er die Bortegritt nicht störte, ging er durch den Laden in das Kassenzimmer und zündete die Lampe an. Dann schrieb er, dem Rate des Hausbesitzers in Lauterbach folgend, an seinen alten Chef, den Herrn Peter Schulte in Dortmund, und bat ihn, Sachkundige zu befragen, ob bei der Zwangsversteigerung des Hauses Varoper Straße drei für die zweite Hypothek etwas zu erhoffen sei.

Seine Hand zitterte, so hinfällig war er, so todesmatt. Doch setzte er die Feder nicht eher ab, bis er den Brief beendet hatte. Den warf er in den Kasten, der vor dem Hause hing und in aller Frühe ausgeleert wurde. Nun erst suchte er seine Kammer auf und gönnte sich ein paar Stunden Ruhe.

9

Drei Tage später traf die Antwort von Dortmund ein. Die Industrie im Kohlenrevier, schrieb der Herr Peter Schulte, habe ein paar fette Jahre gehabt. Danach sei ein Rückschlag gekommen. Der mache sich in allen Geschäftszweigen fühlbar. Die Bautätigkeit stode, und Zwangsversteigerungen seien gang und gäbe. Der Eigentümer des Hauses Varoper Straße drei stehe bis an den Hals in Schulden. Ein Prozeß, den er wegen des Ausbaus der Straße gegen die Stadt angestrengt, sei durch alle Instanzen verloren worden. Die Varoper Straße führe nämlich ins freie Feld. Von wohlunterrichteten Leuten erfahre man, bei der bevorstehenden Zwangsversteigerung werde im besten Falle die erste Hypothek gedeckt, die zweite scheide jedenfalls aus. Daher lohne es sich nicht, ein Gebot abzugeben und an den mißlichen Handel noch Kosten zu wagen.

Nachdem der Krämerskarl nun Gewißheit erlangt hatte, daß die Kasse das Geld einbüßen werde, beauftragte er die Bortegritt, die Mitglieder des Vorstandes und Aufsichtsrats zusammenzurufen. Jedem solle sie sagen, daß er, der Krämerskarl, eine wichtige Mitteilung zu machen habe.

Es dauerte eine gute Stunde, bis die Versammlung vollzählig war. Der Bogelsheinrich beklagte sich bitter, daß er mitten in dringlicher Arbeit aufgehalten werde. Der Peter Margolf sagte zum Jöckelsheinrich: „Was ist dann passiert? Der Karl steht ja da, als hätten ihm die Hinkel das Brot gefressen.“

„Ich weiß von gar nix,“ erwiderte der Direktor. „Wir werden's ja gleich hören.“

Scheinbar gefaßt, aber weiß wie die Wand trat der Krämerskarl vor die Männer hin und verkündete ihnen, was sich ereignet hatte. Anfangs sprach er seiner Gewohnheit gemäß fließend, den Oberkörper ein wenig vorgeneigt, dann, von der Aufregung überwältigt, in kurzen, abgehackten Sätzen und schloß mit dem Bekenntnis, er sei von einem abgefeimten Scharken überlistet worden. Daß er von Bisping gewissermaßen ange stellt war und zum voraus eine ansehnliche Vergütung erhalten hatte, behielt er für sich.

Die Stobspost wirkte auf die Bauern wie ein elektrischer Schlag. Die Augen starr auf den Rechner gerichtet, saßen sie wie versteinert da. Erst allmählich wich die Betäubung von ihnen.

„s Unglück noch einmal,“ schrie der Jöckelsheinrich. „Wo sein dann die Statuten? Der Fall muß doch dadrin vorge sehn sein?“

„Fertig ist es!“ jammerte der Bogelsheinrich. „Ei die liebes Gottsche! Fünfzigtausend Mark! Hätt ich sie doch wenigstens einmal beisammen gesehn! Et müssen wir sie be rappen!“

Mit einer Behendigkeit, deren er sonst nicht fähig war, sprang der alte Fink von der Ruhmauer auf und rief: „Sagt ich's dann net? Aus dem Westfälischen kann nix Gutes kommen. Demwegen mag's gehn, wie's will. Ich tu mich net verkrenziggen. Ich tret einfach aus.“

„Das war so was,“ trunpste ihn einer vom Vorstand ab, „wir sollen uns vor den Mistkarren spannen, und Du willst Dich drücken. Saha! Stoppelskalb, daß Du feist! Hier heißt's: mitgegangen, mitgefangen.“

Die in der Generalversammlung für das Gesuch des Bauunternehmers nicht zu haben gewesen waren, fielen nun über die Mehrheit her, die ihm zur Annahme verholten hatte. Es gab einen Heidenstektel.

Nur mit vieler Mühe gelang es dem Margolfspeter, sich Gehör zu verschaffen.

„Seid Ihr denn ganz vom Verstand,“ donnerte er, „daß Ihr Euch hier messert und mit Dreck beschmeißt? Wer uns die Supp' eingebrockt hat, soll sie auch auseressen.“

Er hatte den Krämerskarl auf dem Korn und durch bohrte ihn mit seinen Blicken.

„Du stellst Dich, als könnt'st Du kein Wässerchen trüben und feist dem Teufel auf der Kiech' gehüpft. Hättst Du das böß Jahr! Du hast uns den Bisping hergebracht. Seist sein Leibmann geweest. Hast für die Hypothek gepredigt wie fürs Evangelium. Alleweil deck ich Dir das Töpfche auf. Jeden Morgen feist Du auf dem Bruch herumgefabbelt. Du hast doch die Gäns net für den Knöttel gehüt'?“

„Nein,“ stammelte der Karl.

„Heraus mit der Farb'. Was hast Du gefriegt?“

„Tausend Mark.“

„Tausig Mark! Feuer und Wacht! Um ein' Spizbub zu fangen, mußt der Spizbub von Lauterbach kommen. Erbgrind, Du feist bestochen!“

Alle hatten sich von ihren Plätzen erhoben und schrien durcheinander.

„Erd', tu dich auf und verschling mich!“

„Se hat sein Pfiff über uns gehabt!“

„Das hat he sich all so zurechtgeschmissen.“

„Das is einer, der sich beschmieren kann.“

„Und nimmt's von den Lebendigen.“

„Se tat so, als trüg er für uns den Weizen und für sich keine Spreu.“

„Und was he bet', sein Lügen.“

Unter der Wucht der schweren Beschuldigungen kniete der Krämerskarl wie ein Rohr zusammen. Aber nur einen Augenblick war's, daß er seine Schwäche nachgab, dann er mannte er sich und stieß mit heiserer Stimme heraus: „Ihr Leut', ich geb zu, ich bin zu gutgläubig gewesen und unversonnen. Aber ich hab nix Unrechts getan. Auf Ehr und Gewissen! Wann ich nicht die Wahrheit sprech, soll mein Name an den Galgen!“

„Betrüger!“ schanderte ihm der Margolfspeter entgegen. „Noch ein Wort und ich hau Dir aufs Maul, daß die rote Brüh' nachkommt!“

„Betrüger!“ brüllte der ganze Chor.

Da faßte den Karl eine sinnlose Wut. Das spitze Gesicht zur Grimasse verzerrt, mit funkelnden Augen die Stube durchmusternd, ergriff er einen der Klöppel, die unter dem Ofen lagen und ging auf den Peter Margolf los.

Blöcklich entank das Holz seine Hände, er wankte und schlug mit einem Aufschrei zu Boden.

Die Bortegritt, die angstvoll vor der Türe gelauscht hatte, stürzte herein.

„Ihr Unfläter,“ heulte sie, „bringt ihn um. Ich leg die

Sand für ihn ins Feuer. Ge is so unschuldig wie ein neugeborenes Kind!"

Mit schier übermenschlicher Kraft richtete sie den Bewußtlosen auf und schleppte ihn in seine Kammer.

"Hier hat unser Herrgott im Himmel gerichtet," sprach der Direktor in feierlichem Tone. "Da müssen wir Menschen geschweigen. Ob he sonst was beiseit geschafft oder vernannt hat, kann keins von uns wissen. Wir sein Bauersleut und haben in die Sachen kein Einblick. 's muß einer von Darmstadt herbei. Bis dahin bleibt die Kass' geschlossen. Der Geldschrank und die Bücher kommen diesen Abend noch zum Bürger: eister. Wir haben eine böse Schlapp gekriegt. 's trifft ein wie all. Wir müssen uns miteinander trösten."

Damit hob er die Sitzung auf. Die meisten mochten sich noch nicht trennen und begaben sich in den "Ritter".

Wie ein Lauffeuer lief die Nachricht durch das Dorf, die Spar- und Darlehnskasse sei bankrott. Große Summen wurden genannt, die der Rechner im geheimen Einvernehmen mit dem flüchtig gewordenen Baunternehmer vernantrent hätte. In den Gassen standen die Leute in Gruppen, auf den bleichen Gesichtern malten sich Sorge und Schrecken. Der Kappes am Hirsched schlug sich auf die Brust und zeterte: "Heijasei, ich mein, ich müßt gerade all werden vor Verzweiflung!" Die Matternslene, die ihre Sparfennige der Kasse übergeben hatte, jammerte: "Ez sein ich so arm wie das Adermännche!" Der Hennerckarl suchtelte mit einem dicken Stock herum und wollte den Krämerskarl verhauen, daß ihm die Schwarte krachte. Männer und Weiber, bedrohliche Reden führend, schlossen sich ihm an. Als ihnen die Pörtgritt eröffnete, der Karl liege sterbenskrank danieder, stürmten sie zum Direktor und verlangten ihr Geld zurück. Der Föckelsheinrich wies sie mit den Worten ab, alle stünden unter dem Gesetz. Daran dürfe niemand rütteln. Es werde ein Revisor aus Darmstadt kommen. Ehe der gesprochen, gebe er nichts heraus. Ob sie auch tobten wie die Wilden, sie mußten sich schließlich fügen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Nußhex.

Von Hermann Stenz.

Ueber das holperige Pflaster des kleinen Gebirgsstädtchens krippelte geschäftig ein uraltes Weiberl. In dem unter einem verschoffenen rotleinenen Kopftuch stehenden Gesicht mit der großen Hakennase waren so viele Falten und Fältchen, daß man kaum feststellen konnte, wo die eine anfing und die andere aufhörte, so kreuz und quer liefen sie über das verrunzelte kleine Altweibergeßicht. Der zahnlose Mund war in senkrechten Falten vertrocknet wie eine dürre Zweitsche. Das Gesicht erweckte den Eindruck, als sei es aus braungebeiztem Holze geschnitten worden, wenn nicht ein Paar ped-schwarze, verschmizte Mäusauglein rotumrandet darin gesunkelt hätten. Die dunkelbraune, weispunktierte Kattunjade und der graue Rod waren verwaschen, verflücht, die blauleinene Schürze zwar alt, aber doch noch gut erhalten. Ueber die Achsel der Alten hing ein Zwerchjad, vorn und hinten je ein Ende, mit klappernden Nüssen vollgepfropft. In der Hand trug sie einen derben Wachholdersteden.

So ein halbes Duzend Büblein und ein ganz kleines Mädl marschierten dicht hinter der Alten her und riefen fleißig im Takt: "Nußhex, Nußhex!" Die Alte kümmerte sich nicht um das Geschrei, trabte nur eifrig darauflos bis vor den Eingang des Nummerlbräu. Da drehte sie sich um, so rasch es die alten Knochen erlaubten und drohte mit dem Steden. Rasch rannten die Lausbüble fort und nur das kleine Deandl stand erschrocken wie angenagelt. Ein paar Wassertröpfchen liefen ihm vor Angst aus den Augen und das "Nußhex", welches es gerade rufen wollte, blieb ihm im Halse stecken. Die Alte machte ein paar Schritte auf die Kleine zu und streichelte ihr mit der braunen Hand über die stachfigen, hinten in einem zattenschwänzigen Zopf endenden Haare.

"Na, na, Deandl, grein net, d' Nußhex tuat Dir nig'n. Sei no grad stad. Do hocht a Nuß!"

Das Kind griff danach und lief flink damit fort. Das verhubelte Weiblein aber watschelte in den Toreingang und stieg die drei Steinufen zum Wirtszimmer hinauf.

Auf der anderen Straßenseite stand in Pemdärmeln und Schürze ein biederer Seiler unter seiner Kadentüre und ließ sich die sonntägliche Frühlingssonne auf den Pelz brennen. Erinnernte sich auch daran, wie es die Alt vor dreißig Jahren mit ihm schon ebenso gemacht hatte.

"Man wird alt," dachte er und kratzte sich hinter den Ohren.

Das Nußweib war mittlerweile in die große Wirtsstube getreten, durch deren rauchgeschwängerte Luft man kaum bis an die

gewölbte Decke schauen konnte. Ein weißgefalteter Raum, die Wände ringsum in Mannshöhe mit altersgebräuntem Eichengefäßel verkleidet. Hinter einigen riesigen alten Hirschgeweihen, dem einzigen Schmuck des Raumes, staken frische Birkenzweige. Um schwerfällige Eichentische, deren Platten mit Sand weiß geschnitten waren, saßen die Bürger im Sonntagskittel breit und fest auf gleich plumpen Stühlen.

Run ging die Alte von Tisch zu Tisch und rasselte mit den Nußsäden. — Rrrrrrrsch — rrrrrrrsch!

"Nuß, hauft's Nuß!" tönte ihr dünnes, hohles Stimmchen. "Was lojt' denn's Kaufend?" fragte der Heimerkschuster, ein Siebengeßeiter, der gern foppte.

"Dreiadreiß'ge a Zehnerk, sechsaschzge a Simmerl*), halft für dreiß'g Pfening nimmst, kriagst oane drein. Hiagt rechna d' as selm nach!"

Die anderen lachten den Schuster aus und kauften Nüsse. So ging die Nußhex von einem zum anderen, bis die Säcke beinahe leer waren. Ueberall, wo man sie foppte, teilte sie bissige Antworten aus.

Alles lachte darüber. An sämtlichen Tischen rasselte, klopfte und brach es von geknackten Nüssen. Man aß Brot zu den Kernen und schwemmte sie mit Bier hinunter. Das schmeckte köstlich.

Die Alte ging wieder ihres Weges und betrat einige hundert Schritte weiter eine kleine Wirtschaft, in der Ziehharmonikaspiele durch grelles Singen überönt wurde.

"Nußhex, Nußhex!" brüllte es ihr entgegen.

Die stand mitten in der Stube und klapperte mit den Nüssen.

"Nuß, kaufst's Nuß!"

"Nuß, kaufst's Nuß!" plärte der Chor junger Burschen nach, Bauern aus den nächsten Bergdörfern!

Zwei von ihnen trommelten nun mit ihren Steden im Takte der Musik auf den Nußsäden des Weibleins herum. Das drehte sich ängstlich trippelnd um sich selber, die Wuben trommelten immer weiter und das Ganze sah aus, wie wenn die Alte tanzte. Gröh-lend jauchzte und sang die besoffene Schar mit. Wie in einem Herentessel tobte es rings um das Nußweiblein. Zum Umsinken wirr und schwindlig wurde ihr schon.

Da trat ein stämmiger Bursch rasch in den Kreis.

"Laßt's hiagt quat sei, Vuama, und heßt's döe alte Gascherl net z'tor! Onua is, sag i!", setzte er drohend hinzu, wie die Weiden nicht mit dem Trommeln aufhörten, schob auch den einen mit kräftiger Faust weg.

"Oha, Loisl, spann di net z'arg!"

"So geht ma mit loan alt'n Leut net um, wia ös. Schamt's ent."

Drohend stand der Stämmige da, die anderen scharf auf jede Bewegung hin beobachtend.

"Oha, Freundel, Du hast uns gar nig z'sag'n, Du damischa Kaschpa!"

Da pappte der Loisl mit seinen Holzschlitzsprachen dem Schreier eine Sakrische aufs Maul.

Der schlug seinerseits wieder mit dem Haselnußsteden auf den Loisl ein.

Die Burschen sprangen auf Tische und Stühle, Gläser klirrten. Zwei Parteien hatten sich im nächsten Augenblick gebildet und standen raufbereit. Einige langten heimlich in die hinteren Taschen der Lederhosen. Kasch schob sich der dicke Wirt in den Anäuel.

"A Nuach is, sag i! G'rafft werd net! I sag's ent im Guaten!" Dabei schwenkte er den Dohsenziemer.

Die Ziehharmonika setzte wieder zu spielen ein, noch schimpfend, wie Tiere murrend, verzogen sich die Burschen auf ihre Plätze. Gut, daß ließ sich auf dem Heimweg ausmachen.

Die Alte war mittlerweile ins Freie entwischt und stand eine Zeitlang zitternd vor dem Wirtshaus. Dann trampelte sie auf ihren Nagelschuhen weiter. Im Zuchsbrau hatte sie Glück, verkaufte ihre Nüsse noch alle und wanderte nun ihrer draußen am Berggang gelegenen Hütte zu. Dabei brummelte sie in einem fort vor sich hin, mit ständig wackelnden Kiefern.

So an 95 Jahr! hatte sie jetzt hinter sich und war die älteste Person im Städtl.

Sie dachte zurück.

Einmal, ja da war sie auch sauber. Da sprangen die Gispeln nicht so mit ihr um. Auch später nicht, wie sie noch ein stämmiges Weib war und ihr das Schimpfen leichter fiel. Gehandelt hatte sie ihrer Lebtag, schon von Kind auf.

War nicht immer leicht gewesen das Geschäft. Aber so viel, so arg viel schlechte Vuam hat's sicher nicht geben, wie heutzutage.

Vor achtzig Jahren, wie sie den Napoleon hinausgejagt hatten, damals haben ihre Eltern mit Obst- und Grünzeug und, was so drum und dran war, gehandelt. Und sie mußte helfen. Da war sie fünfzehn. Dann später, wie der Kaffee wieder ins Land durfte, hat sie mit Kaffee und Zucker auf den Ortschaften weit herum gehandelt.

Bei der Gelegenheit lernte sie ihren Mann kennen. Der war ein Hafner, ein Topfmacher, gewesen und trug in seiner Krage die selbgedrehten, grün, rot und blau glasierten gebrannten Töpfe, eine bunte Last, haufieren. Sie heirateten und verkauften beides zusammen. Und Sonntags gingen sie mitammen zur Kirche. Er im blauen Tuchrod und graumolligem Zylinder, sie im bauchigen Kleid und silberdurchstickter Ringelhaube.

*) Kleiner Silberzwanziger.

Dann die Hungerjahre in den Dreißigern, wo der Laib Schwarzbrot einen Gulden kostete und man den Emeran, den einzigen Buben, beinahe nicht satt kriegte. Von sich selbst kaum zu reden. Das waren harte Zeiten damals. Und ein Lotterleben führten die Großen. Dann starb ihr Mann. Aber der Bub, der Emeran, war schon groß, ein starker Mensch mit klaren Augen.

Nun kam 48. Da hatte der Bub einmal abends im Stadtbrau den Mund ein bißchen voll genommen.

Anderen Morgens kamen die Stadtgondarmen. „Sie müßten den Emeran haben. Er hätte über den König geschimpft.“ Laut rumorten sie in der Stube. Mittlerweile sprang der Bursch durchs Kammerfenster. Später kam die Nachricht, daß man ihn drüben am Rhein erschossen hätte. Im Gefecht, er war zu den Freischärlern gegangen.

Jetzt war sie wieder allein. Da fing sie an mit Nüssen in den Bauernstuben und Wirtshäusern zu handeln. Und einen guten, starken Enzian zu brennen. Sie hatte vor Gram weiße Haare gekriegt und war bißig gegen die Menschen geworden. Aber Nüsse kaufte man ihr ab und schlug sie laut und dröhnend mit der Faust auf. Das war die Zeit, wo Meister und Gesellen rittlings auf ihren Stühlen in den Wirtshäusern saßen und mitjammen auf die Regierung schimpften.

(Schluß folgt.)

Zeichnende Künste.

(Ausstellung der Sezession.)

Diese Ausstellung zeigt sehr deutlich, daß die „Sezession“ in sich heimrühigt ist. Sie weiß nicht recht: soll sie beharren oder soll sie mitgehen. Als sie sich zusammenfand, galt es dem Impressionismus zum Siege zu helfen; inzwischen sind nun die Jungen und Jünglinge heraufgekommen, die zwar noch nicht genau sagen können, wohin sie streben, die aber ganz gewiß anderes wollen, als Liebermann, Corinth, Trübner oder Gaul. Nun ist es wohl richtig, daß in den Ausstellungen am Kurfürstendam auch Cézanne und Hodler gehangen haben, auch van Gogh und Gauguin. Indessen, die eigentliche Absicht dieser Künstlergruppe war es doch: die gute, von Manet und Monet geschulte, von Delacroix und Courbet kommende, gegen den Akademismus und die schöne Pose anrennende, den Naturalismus auf eine kürzeste und vollkommenste Formel bringende Malerei zu pflegen. Und so eben erklärt sich der Konflikt. Soll man die stürmischen Gegner, die Fanatiker der momentanen Linie, die neuen Rätselrausgeber, Propheten und Mystiker auf den Kampfplatz und — an die Krippe lassen. Das ist die Frage. Man hört sie bang und peinlich aus allen Ecken raunen, während man diese Säle durchschreitet. Für heute ist die Sezession noch einmal mit einem Kompromiß davongekommen. Ob das aber morgen abermals so glücken wird, ob nicht schon beim nächsten Mal sich herausstellen muß, daß eigentlich und um der Klarheit willen Leute wie Barlach und Beschlein und selbst Großmann und Pascin nicht hierher gehören, das hängt als drohendes Geschick über dem Künstlerbund der Sezession. Man wird abwarten müssen; die Kunst, so verflacht sie auch immer den wirtschaftlichen Bedingungen war und ist, geht letzten Sinnes doch ihren Weg, unbestimmt um Vereinspolitik und kapitalistische Organisationen. Uns aber dünkt, als habe die Kunst der neuen Jugend, wenn auch noch keine Reife, so doch Zukunftskraft.

Die Väter. Wir treffen etwa ein Duzend Blätter von Daumier. Welch ein Chaos stürzt uns entgegen, Welch eine Vändigung der eigenen Leidenschaft machte diesen französischen Revolutionär zu einem absoluten Herrscher. Es gibt da keinen Widerstand. Wie es in diesen Szenen dröhnt und schreit, wie die Bogen des Menschlichen stürmen und peitschen; und wie doch aller Aufruhr gebannt ist unter einen Willen, der nicht um Haarebreite den Rhythmus des Werkes, die Balance des Blattes, sich verrücken läßt. Da ist ein Aquarell aus jenem Lebenskreise, den Daumier als ein Erster der Darstellung eroberte: ein Advokat verteidigt (145). Die Grimasse des schauspielenden Rechtsverdreher fährt durch die Luft wie ein Getreiß. Alle Konturen zuden, alle Flächen fliegen; hier scheint das Paradoxon Wirklichkeit geworden, daß nicht der Mensch, sondern die Rede die sprudelnde Gast der Phrasen festgehalten wurde. Selbst die Hände reden, die Falten des Talars unterstreichen jede Wortabel; die Haare sind wie ein geiferndes Jüngeln. Und doch steht solch physisches Loben immerhalb der ihm gesetzten Grenzen des Blattes wie ein aus Stein geschnittenes Relief. Nicht ganz so vollkommen wirkt die Eingangshalle eines Bahnhofs (143); hier fladern die Einzelheiten ein wenig gegen einander. Dafür sind die beiden Schwarzproben, die mit Augurenlächeln gegen einander grinsen (150) von unerhörter Vollkommenheit. Man möchte sie totschlagen, diese Ohnänen des Gerechtigkeitsgeschäfts; und man möchte doch zugleich diese beiden Hieroglyphen als eine höchste Spannung künstlerischer Energie verehren. Sehr interessant ist das Blatt, das uns in einen Eisenbahnwagen dritter Klasse (142) hladen läßt. Es zwingt zu einem Vergleich mit dem bekannten Blatt, auf dem Menzel genau das gleiche Thema dargestellt hat. Menzel pirscht nach Anekdoten, nach einzelnen Scherzen, einem häuerlichen Regenschirm, einem Schlafenden, einem quälenden Kind. Das alles tut

auch Daumier; nur daß er nicht über dem Detail des Raumgehalt und die Architektur des Ganzen vergißt. Daumier hebt selbst die Genrezene in das Monumentale und Schwelgsvolle. Er ist mehr als ein unermüdlicher Techniker, er ist mehr als ein vollendeter Zeichner und Maler; er ist die zur Form drängende Leidenschaft, er wirkt als Organ einer Masse, deren Feinstkörper und Talkräftigster er war. Die Revolutionen des zweiten Kaiserreichs sind längst erledigt; aber Daumiers Fanfaren rufen mit ungeminderter Gewalt. Noch immer ist sein „Natapoil“ (1052) aufsprühend gegen den Napoleonwindel des Boulevards; noch immer hören wir aus dem Bronzerief der „Flüchtlinge“ (1051) die Flammen der Furcht und die Angstrufe des Todes schlagen. Es ist nicht vorteilhaft für Menzel, daß er mit einigen, übrigens ungewöhnlich schwachen Blättern neben diesen Daumier zu hängen kam. Die Differenz, auf die wir beim Vergleich der Eisenbahnwagen verwiesen, klafft unüberbrückbar. Wie charakteristisch ist es doch: Menzel treibt mit Gralutionsarten und ähnlichen Gelegenheiten seinen harmlosen Scherz; Daumier hat zu solcherlei keine Zeit gefunden, er wandelte stets als ein Pathetiker durch die Hölle, dabei wie ein geängstetes Kind das Neuland suchend.

Die Naturalisten. Hans Baluschek ist so recht, was man einen redlichen Naturburschen nennt. Er hat kein künstlerisches Programm und trägt in sich keinen Traum von irgendeiner noch ungeborenen Schönheit. Er ist ein harmloser Wandersmann und hat ein gutes Herz. Er fleht die Leiden seiner Mitbürger und registriert sie. Dabei gelingen ihm zuweilen empfindsame Stimmungen. So „Das tote Gleis“ (18); dieser Schienenstrang, der gegen den Prellbod läuft, überwuchert von gelben Königskerzen, die auch in magersten Sandboden davontommen, dazu die zwei roten, drohenden Schlussscheiben, solches Nichts macht eine large Melancholie aufwuheln. Oder „Der Armenfriedhof“ (19); die Reihen der verdrehten Hügel, das Tammenbüumchen auf dem einen und im Hintergrund jenseits des Bretterzauns die Kobigen Mietskasernen: das ist zwar ein trodenes, aber ein wohlgemeintes Feuilleton für die Sonntagsbeilage. Naturalisten ähnlichen Grades sind der Engländer Bone, der Berliner Strud und der Südbenische Kaldreuth. Bone ist geradezu der Typus der englischen Langweiligkeit; das Phlegma, mit dem er bald auf Rom, bald auf Drieto niederschaut, ist so hanebüchig, daß man förmlich die Dinge und die Striche, mit denen sie gebädert wurden, knaden hört. Strud ist kaum saftiger, vielleicht ein wenig gemüthvoller. Er macht ganz nette Notizen von verdrehten Dörfern; er läßt sich aber auch durch einen Wolkenträger nicht aus der Ruhe bringen. Kaldreuth schließlich zeigt jene sympathische Kultur der mittleren Linie, die man zuweilen bei Leuten trifft, die halb ein Landleben führen und zum andern mit Büchern gut vertraut sind.

Ganz anders und diesen trodenen Naturalisten doch nicht so fern ist Louis Corinth. Er möchte aber gern wesentlich mehr scheinen. Es ist fast komisch, daß er die gefällige, aber doch recht wacklige Skizze einer Frauenhand (110), losbar gerahmt, neben Daumier und Menzel hängt. Er menzelt überhaupt diesmal ein wenig viel. Trotzdem: seine Lithographien nach Tieren und seine radierten Bibelzügen zeigen furchtloses Zupacken und legerischen Humor. Kommt man dann aber zu Liebermann, so wird das künstlerische als Reinigung des Wesentlichen von allen Schlacken des Zufälligen prachtwoll spürbar. Es genügt solch eine Radierung oder Lithographie vom Polo (525), (532) anzusehen; diese Pferde sind nur noch Kurven, nur noch Schriftzüge, und sind doch so lebendig, wie nur je ein springendes Vollblut es war. Oder die Massenwirkung, Strahlen vollgepöpst mit Menschen, die sich drängen und treten, das lebt und zuckt und ist doch nichts als ein paar flüchtige, aber eben unendlich sichere Andeutungen. Und noch mehr als das: es atmet in jeder dieser Blätter eine Großheit, die an Daumier mahnt; wenn auch nichts davon zu spüren ist, was des französischen Propheten Unsterblichkeit bedeutet, nichts davon, die Stimme des Volkes zu sein. Von Liebermann her direkte Abkömmlinge sind unter vielen anderen: Karborff, Gabler, Dppler. Diese Leute üben ein redliches Handwerk mit mehr oder weniger Begabung. Kardorff scheint von ihnen allen am meisten künstlerische Kultur zu besitzen. Dann wäre Bedmann zu nennen. Auch er kommt irgendwie von Liebermann; er ist aber zugleich ein Akademiker. Was aber den Fall noch komplizierter macht: mit seinen eigentlichen Absichten strebt dieser junge, durch seine Reife fast beängstigende Künstler zu der bürgerlichen Klarheit und der kalten Größe des Manet. Blätter, wie das aus der „Mrisenstraße“ (31) oder das eines weiblichen Kopfes (33) sind meisterhaft und fast klassisch. Man vergleiche sie nur einmal mit dem Nebeneinander der darunter liegenden Arbeiter (223a, 678, 521) und man wird spüren, wie diese dünn und gleichgültig, fast weislos werden gegenüber diesen sinnlichen Dokumenten Bedmanns, die jedes Material, Fleisch, Pelz, Haare und Federn, mit unentzinnbarer Eindringlichkeit erfassen.

Von solcher unmittelbaren Kraft des Naturalismus hat Hans Meid, der vielgerühmte, nur wenig. Bei ihm sehen Flammen genau so aus wie Laubwerk und Nichtwolken nicht viel anders als Volants. Das kommt, weil en mehr ein Regisseur, als ein Bildner ist. Auf dem Theater wird alles aus Pappe gemacht; und es wirkt dennoch, wenn nur die richtigen Effekte aus den elektrischen Scheinwerfern darauf fallen. So ist Hans Meid. Er hat diesmal 14 Radierungen zu Mozarts „Don Juan“ arrangiert. Sie verbläffen, genau wie Reinhardt verblüfft. Indessen, über das Bühnen-

Bild fällt bald ein Vorhang; die Radierung hingegen bleibt ständig. Da liegt die Scheidelinie und zugleich das Kriterium dessen, was Weid zwar sehr temperamentvoll und mit ungewöhnlichem Geschick, aber doch vergänglich ist. Diese Art hat keine Entwicklung und ist eigentlich von Delacroix mit seinen Faustbildographien endgültig vorweggenommen worden. Skulptur und Technik sind eben nicht einerlei. Rudolf Großmann kann wahrscheinlich nicht halb so viel wie Weid; und doch sind seine stotterig geritzten Blätter viel überzeugender und weit lebendiger. Man spürt dahinter den Jäger, der sich an die Gegenstände herantastet und der sie fängt; man spürt die List, den geistigen Prozeß des Besiegens. Es gibt für den Kunstfreund nichts Amüsanteres, als so den Kampf des Künstlers mit seinem Objekt zu beobachten. Das ist es, was auch den Reiz der Botticelli'schen Plastiken ausmacht. Man sieht an diesen kleinen buntglasierten Keramiken, wie der Künstler nach jeder Bewegung seiner Söhne und Hemmen mit den Blicken schau, wie er die Enten belauscht und die Piesen im ungewöhnlichsten Moment förmlich arretiert. Man hört das Ticken der den Ton küssenden Finger, jedes Gackern und Krähen, jedes Stelzen und Watscheln anzuhalten. Gegen solche Lustigkeit des Augenblicks ist August Gaul fast ein Professor. Aber, wie sind doch die Radierungen, die dieser Bildhauer zeigt, so überaus zart empfunden; wie wurde durch die dünne, sich nur leise regende Umrißlinie der ganze Inhalt eines animalischen Lebens erfasst. Man denkt an die Gänserlecks der Ägypter.

Die Kunstgewerblichen. Die nämlich, die auf dieser Ausstellung eigentlich nichts zu suchen hätten, die aber scheinbar aufgenommen worden sind, um zu beweisen, daß die Sezession auch die Jugend einläßt. Diese Kunstgewerblichen sind so Menschen, die das Naturbild ein wenig zerren, bald nach links, bald nach rechts, bald chinesis, bald frühdeutsch, bald jüdisch, bald biedermeierlich-niedlich. Zum Beispiel: Rumpf, der sonst talentlose Plakate macht, kommt uns hier ostasiatisch. Oder Klaus Richter buchstabiert am niederländischen Breughel. Oder Bató; er wurde vom Futurismus angefaßt. Besonders ist es, daß man auch E. A. Weiß zu dieser Kategorie der Ditopassablen rechnen muß. Er war einst ein tüchtiger Typograph; nun, da er durchaus ein Maler sein möchte, gibt er das langweilige Schauspiel irrender Unzulänglichkeit. Weniger grimmig kann dann noch in dieser Rubrik der Bildhauer Hoetger genannt werden; er macht gefällig wirkende, wenn auch überflüssige Nippes größeren Formats. Glasierte Scherben für Wintergärten; besser als die berüchtigten Zwerge und Neße, ohne Leidenschaft, aber mit einem gewissen Geschmack.

Die Musiker. Gewiß, auch im Naturalismus, wenn er wahrhaft in die Dinge sich hineindrängt, lebt etwas Mystisches. Indessen, bei Ernst Barlach handelt es sich doch noch um etwas anderes, vielleicht um etwas Größeres. Es wird nicht unangebracht sein, bei dieser Gelegenheit einiges zu verraten von dem, was Barlach durch Worte sich von der Seele zu lösen suchte. Er schrieb in einem der letzten Hefte von „Kunst und Künstler“ über eine „Stuppenfabrik“. Er schildert die russische Ebene, hingebreitet, ruhelos; dann gerät er an die Grabhügel der Tartaren und steht vor ihnen tief ergriffen: „Todesstimmungen, die in Totenklagen ausbrechen, gedämpft und doch so leidenschaftlich, haben diese Völker mit ihrem Pathos durchzogen und schwere und heilige Empfindungen zu Melodien gewoben.“ Dann, ein wenig später, kommt er zu dem Friedhof eines Hohenofenwerkes. Und nun bricht aus ihm der volle, lochende Haß gegen eine Zeit heraus, die dem Volke die Seele zertritt: „Solche Reihengräber mahnen doch gar sehr an den Speicherplatz einer Gesellschaft für standesgemäße Beseitigung unreinlicher Abfälle, auf die als eine rein praktische Aufgabe möglichst billiges Geld und die allerbilligste Symbolik verwandt wird. Und wie redet da oben der Tartarenhügel so mächtig von willig ergriffenen Menschen-seelen, die unbeschadet äußeren Scheidens ein gewesenes Leben nicht vergaßen und durch ihre den Grabort zum Grabmal gestaltende Diplomatie des Schmerzes dem Tod seinen Raub um die lebende Erinnerung verkürzten. Oben ein Aufseer, unten ein Abort, ein umschriebener Stehrichtplatz.“ Das ist Barlachs Wesen: sich einzufühlen in das gefneuerte Tier, das man noch gerade Mensch heißen kann; und zugleich groß zu träumen von Erlösung durch Sturm und Mist. So hat er diesmal eine lange Reihe von Lithographien zu dem von ihm selber erdichteten Drama „Der tote Tag“ geschaffen. Diese Illustrationen verraten deutlich die Hand, die gewohnt ist, aus Holz Figuren zu schneiden; man wittert den Bildhauer, wie man den Salzwind des Meeres wahrnimmt. Sie sind vielleicht als Graphit problematisch; sie haben dafür aber eine innere Größe, die zwingend an Dostojewski erinnert. Und, was die Form angeht, so seltsam es klingen mag: man bestimt sich auf Michelangelo. Man denkt an dessen Sklaven und Sphixen. Es ist wie ein Dampfen der Erde, wie ein Nechzen und Stöhnen des Aders, wie Blutgeruch des Schlachthaus und wie ein Lasten von schweren, regenichwangeren Wollen in diesen Mythen. Diese sich selber freßenden Leidenschaften zeigen verfinnlicht, was Barlach in seinem Drama reden läßt.

Die Rhythmier. Wiederum ist zu sagen, daß auch im Naturalismus eines Riebertmann das Rhythmische sich regt. Dennoch, es ist etwas anderes um den Rhythmus, wie ihn etwa Pechstein oder Lehmbrod wollen. Pechstein hat diesmal sehr glücklich ausgestellt. Nun werden wohl auch die bisher Ungläubigen

merken, daß dieser Wille ein feinführender Meister der Gewichtskeile, ein sehr bewußter Eindämmter strömender Sinnlichkeit ist. Er kann ganz zart sein, wie etwa in dem Frauenkopf mit grüner Mütze (757); er kann mit jähem Zufassen die Schnaps-lust einer Schifferkeiße modellieren. Von dieser Art sind seine Holzsnitte; man erlebt, wie das Messer die Späne abhieb und die Natur auf ein Minimum an Form (das zugleich ein frozendes Maximum ist) zu zwingen wußte. Wehnlich steht es um Pascin; nur, daß dieser Pariser aus dem Ballonwinkel genau so perders ist, wie Pechstein gesund. Auch Rösler ist hier zu nennen; er sieht aus der Natur das Architektonische des äußeren Scheines, das Gerüst der Epidermis, die über dem Felsen, dem Meer und den Bäumen sich hebt und senkt. Hofer, der aus Alten die mit Schönheit gefüllte Linie erfühlt, ist noch anzumerken, und schließlich muß in diesem Zusammenhang der Rhythmier auf die Bildhauer Engelmann, Haller und Lehmbrod verwiesen sein. Engelmanns großformatiges Frauenhaupt zeigt schöne Ruhe in fester Rahmung. Hallers aufrecht stehende Eben quellen von fleischlicher Festigkeit. Sie haben etwas Strohendes und doch was Tierliches. Es ist verspätetes Kololo und ein neu empfundener Ruwis in diesen Figuren. Lehmbrod zeigt mehr noch durch seine Radierungen und Pastelle als durch seine Plastiken, wie entschieden er weiß und erlebte, daß der Rhythmus, der die Körper durchpulst, mit leutscher Hingabe belauscht und erfesht sein will.

Robert Brenner.

Kleines feuilleton.

Sprachwissenschaftliches.

Vom Pedanten. In Engels Deutscher Stilkunst lesen wir folgende treffliche Worte vom Pedanten (eigentlich „Erzieher“): „In den Kernen stehen die noch mehr spitzfindigen als geistreichen Verse Schillers gegen Campe:

Sinnreich bist du, die Sprache von fremden Wörtern zu jäubern;

Nun so sage doch, Freund, wie man Pedant uns verdeutschet.

Der arme Campe erwiderte mit einigen schwachen Gegenversen. Er hätte Schillers ganz anders zu schaffen machen können. Wie, wenn er ihn gefragt hätte:

Sage mir, Schiller, zuvor, aus welcher Sprache entnommen, Was es darin wohl besagt, wer es denn zu uns gebracht?

Oder was hätte ihm Schiller Triftiges entgegen können auf die Antwort: Wir können im Deutschen auf mindestens zehn gute Arten Pedant ausdrücken: Schulfuchs, Kleinmeister, Kleinigkeits-träger, Fäddenzähler, Linsenzähler, Rückenreiber, Sibensstecher, Quengler usw., alle sinnenhafter, schärfer, geistvoller als das eigentlich doch unverständliche Pedant. Die Franzosen, die es nicht erfunden, aber zu uns gebracht, haben nur dieses Wort, dessen Anwendung auf die Dauer langweilt. Und zu allererst hätte der kleine Campe den großen Schiller abtrumpfen können: Es fällt mir gar nicht ein, Pedant verdeutschten zu wollen; mag es ruhig bleiben und in späteren Zeiten die paar dann noch übrigen Fremdwörter bezeichnen. Campe hat nachmals wirklich Schulfuchs für Pedant vorgeschlagen und ist damit durchgedrungen, allerdings ohne Pedant zu verdrängen. Das außerdem von Campe vorgeschlagene Ersatzwort Steislung taugt nicht viel. Neuerdings wurde Vereining empfohlen; welcher bedeutende Schriftsteller wagt es damit? Es würde sich überraschend schnell einbürgern. Oder gehört größerer Mut zu diesem Wagnis als zum Verfessigen von Egoität, Emotivität, Solipsismus, Intensivierung, Verintensivierung?

Gaußwirtschaft.

Uebrig gebliebene gekochte Kartoffeln lassen sich nicht nur zu Bratkartoffeln verwenden. Sie geben einen vorzüglichen Kartoffelsalat, wenn man die kalten Kartoffelscheiben mit kochendem Wasser übergießt, dieses schnell fortgeschüttet und die Kartoffeln nun in bekannter Weise zu Salat anmacht. Zu einer schnell zu bereitenden Kartoffelsuppe reibt man die kalten Kartoffeln auf dem Reibeisen. Ein helles Schwitzmehl füllt man nach Bedarf mit Brühe aus Bouillonwürfeln oder passenden Saucenresten auf, gibt nach Belieben etwas Milch dazu und läßt dies mit den geriebenen Kartoffeln tüchtig durchkochen. Man würzt mit etwas geriebenem Zwiebel oder mit geriebenem trockenen Käse. Wünscht man Kräutergeschmack, so richtet man die Suppe mit gehackter grüner Petersilie oder jungem Selleriekraut an und spßt einige Tropfen Maggi hinein. Reicht man in Butter goldbraun geröstete Semmelwürfel dazu, so wird diese gute Suppe noch besonders sättigend und nahrhaft.

Eine oder zwei gekochte und geriebene Kartoffeln dienen dazu, gekochte Pflanzmassen etwas ausgiebiger und gleichzeitig loderer zu machen.

Uebrig gebliebene Kartoffeln vom selben Tage schmeden wie frisch gekochte, wenn man sie für einige Minuten in kochendes gehaltenes Wasser legt, abgießt und unter wiederholtem Schütteln abdampfen läßt wie gewöhnlich. Sie lassen sich danach auch zu Kartoffelbrei und allen Arten von Kartoffelgemüsen verwenden.

m. kt.